KULTURPOLITIK

Zum Beispiel Wuppertal

Wie viele Städte ist die ehemalige Textilmetropole fast pleite. Nun droht auch dem Schauspielhaus das Aus. Doch ganz Theaterdeutschland protestiert. Eine Reportage in vier Akten

VON Christof Siemes | 31. März 2010 - 08:00 Uhr

© Ogando/laif fu#r DIE ZEIT

Vorkämpfer im Protest: Holk Freytag (links) und Klaus Pierwoß

Prolog auf dem Theater

Wuppertal sieht aus wie Wladiwostok 1962. Sagt Rainald Grebe, und sein Wuppertaler Publikum lacht, ertappt, beschämt, befreit. »Wenn man immer nur den Osten mästet / das rächt sich.« Applaus, politisch inkorrekt, aber was soll's, die Lage ist sowieso hoffnungslos. Der Berliner Liedermacher ist ins Bergische gekommen für ein Benefizkonzert zugunsten des Stadttheaters Wuppertal, eines der traditionsreichsten Dreispartenhäuser des Landes, Peymann hat hier mit Minetti den *Lear* gemacht, Zadek war da, Luc Bondy. Das Ensemble hatte mal 30 Schauspieler, heute sind es noch 14. Nun soll der Etat um weitere 20 Prozent gekürzt werden, das wäre das Ende. Das Schauspielhaus, ein stilsicherer weißer Bau der Sechziger, Japan an der Wupper, ist bereits seit einem Jahr geschlossen und soll 2012 ganz aufgegeben werden. Noch wird gespielt, im notdürftig hergerichteten Foyer oder im Opernhaus, das ein paar Kilometer westlich liegt, die stadtzersägende B7 runter. Grebe, ein Freund des Intendanten, spendet seine Gage der Streikkasse, »für ein paar sinnvolle Dinge, T-Shirts bedrucken oder Plastiksprengstoff kaufen«.

Als Sidekick hat Grebe einen Liliputaner mitgebracht, der aus dem Wuppertaler Haushaltssicherungskonzept die schärfsten Stellen vorträgt, als sei's erotische Literatur. 134 Seiten zum Internet-Download, in denen sich die Stadt nackig macht und ihr ganzes Elend ausbreitet: 1,8 Milliarden Euro Schulden, Wirtschaftskrise, Strukturwandel; allein

die Wohnkostenzuschüsse für 45.000 Langzeitarbeitslosen verschlingen fast 100 Millionen Euro im Jahr. Ihren Beitrag zum Aufbau Ost, 20 Millionen jährlich, finanziert die Stadt auf Pump. Deshalb wird nun gespart, »um zu gestalten«, wie das Motto des Konzepts lautet: Die Verwaltung baut Dutzende Stellen ab, fünf Schwimmbäder, zwei Stadtteilbibliotheken und ein paar Schulen werden geschlossen, alles andere wird teurer: der Zoo, Musik- und Volkshochschule, Sinfoniekonzerte, die Hundesteuer, das Parken. Der Kulturetat wird um ein Drittel rasiert. Realistisch, notwendig, verantwortbar sei all das, heißt es im Konzept. »Die Türken wollen auch keine Einakter sehen von der Jelinek«, singt Rainald Grebe, und der Zwerg erklärt, dass die Toten nur noch einmal wöchentlich unter die Erde kommen – is' billiger.

1. Akt – An Pinas Grab

»Media vita in morte sumus« steht auf dem efeuüberwachsenen Stein, mitten im Leben sind vom Tod wir umgeben. Ein passendes Motto für den Welttheatertag, der in diesem Jahr in Wuppertal stattfindet und auf dem Waldfriedhof Varresbeck beginnt. Unter dem Stein ruht, beschirmt von hohen Buchen, zu Füßen einen kleinen Teich, Pina Bausch. Dank ihrer Kunst kennt die ganze Welt nun »Whoopataal«, und die Choreografin wäre nichts geworden ohne das Theater, dem es an den Kragen geht. Arno Wüstenhöfer, der Intendant von 1964 bis 1975, hat sie entdeckt und gegen anfängliches Unverständnis in Schutz genommen. Er liegt ein paar Wege weiter, und auch er bekommt, wie Pina, an diesem von Spechten durchhämmerten Morgen ein Gebinde mit weißen Lilien aufs Grab. »Dankbare Grüße in den Theaterhimmel« steht auf der moosgrünen Schleife.

Zwei Dutzend Menschen und zwei Hunde sind zu der symbolischen Aktion gekommen, Auftakt der Proteste gegen die Sparpläne der Stadt. »Niemand außerhalb Deutschlands versteht, wie man das Theater schließen kann, an dem Pina Bausch gearbeitet hat«, sagt Holk Freytag, der Chef der Intendantengruppe des Deutschen Bühnenvereins. Er hat den Tag organisiert, an dem 59 Bühnen aus der ganzen Republik mit Auftritten an sechs Orten die größte Solidaritätsdemonstration in der Geschichte des deutschen Theaters auf die Beine stellen werden. Die Gedenkgemeinde ist sich einig: Wenn Pina noch lebte, hätte niemand gewagt, Hand an ihr Haus zu legen.

Stimmt das? Der Mann, dem der Vorwurf gilt, lächelt: »Die Frage stellt sich so nicht.« Johannes Slawig, CDU, ist der Wuppertaler Stadtdirektor und mitverantwortlich für das 134 Seiten lange Schreckenspapier. Natürlich steht er nicht an Pinas Grab, die Stadtspitze bleibt das Protestwochenende über in Deckung. Aber im Vorzimmer von Slawigs Büros, in dem er zum Gespräch empfängt, hängt ein Plakat des Tanztheaters Pina Bausch.

Man muss sich den Historiker Johannes Slawig als einen kultivierten Mann vorstellen, einen Sisyphus des Kommunalen. Er weiß natürlich, dass seine Kürzung von 216 Millionen Euro bis 2014 weniger bringt, als die Stadt in einem Jahr an Miesen macht. Trotzdem wirkt er durchaus stolz darauf, einem bereits nackten Mann noch was aus der Tasche gefischt zu haben. Das Sparprogramm, dessen kritischer Teil erst im Sommer endgültig beschlossen

werden soll, findet er keineswegs sinnlos. »Wir müssen das Wachstum der Verschuldung bremsen. Sonst wälzen wir alles auf die nächsten Generationen ab.« Den Karren der städtischen Finanzen einfach vor die Wand zu fahren und die Folgen den Verantwortlichen in Düsseldorf zu überlassen, »das kann ich mit meinem Verantwortungsbewusstsein nicht vereinbaren«, sagt der Mann mit der Fliege. Und gibt im gleichen Atemzug zu, dass die Lösung all seiner Probleme nur aus Düsseldorf und Berlin kommen kann.

Denn Wuppertal ist ja längst überall. Ein Defizit von zwölf Milliarden Euro werden die deutschen Städte und Gemeinden im Jahr 2010 aufhäufen; ihre Ausgaben für Soziales haben sich seit 1992 auf 40 Milliarden Euro verdoppelt; aus der wichtigsten Einnahmequelle, der Gewerbesteuer, sprudelten im vergangenen Jahr aber 17 Prozent weniger als 2008. Die strukturelle Unterfinanzierung sei vor allem ein NRW-Problem, sagt Slawig, das Land habe viele Aufgaben an die Städte delegiert, ohne ihnen das Geld dafür zu geben. Oberhausen, Hagen, Duisburg, Mülheim oder sogar die europäische Kulturhauptstadt Essen – 30 von 427 Kommunen sind fast pleite. Deshalb haben sich 19 Städte zusammengetan und in einem Memorandum »Wege aus der Schuldenfalle« aufgezeigt. Slawig nennt drei zentrale Forderungen: Mehr Geld vom Bund, kein Geld mehr von den westdeutschen Armenhäusern für den Aufbau Ost und ein Entschuldungskonzept, sprich: eine Art Bad Bank für den Mühlstein alter Verbindlichkeiten.

Letztlich ist die Konsolidierung genannte Selbstverstümmelung ein Hilfeschrei. Und Johannes Slawig weiß, dass die Theater besonders quieken, wenn es ihnen an die Wäsche geht. Womit sich der Druck auf Bund und Land für eine Reform der Gemeindefinanzen erhöht. Wenn Wuppertal ein Freibad schließt, zuckt der Rest des Landes mit den Schultern. Beim Theater aber reichen die Wellen der Empörung bis nach Berlin – kein Zufall, dass sich in der Hauptstadt gerade eine Gemeindefinanzkommission gebildet hat. »Aber wir haben das nicht nur deshalb gemacht!«, sagt Slawig. »Das Theater wird sich ändern müssen.«

»Seit 60 Jahren geben wir zu wenig Geld für die kommunalen Theater«, wird später der Kulturstaatssekretär des Landes, Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, bei seinem Auftritt auf dem Welttheatertag sagen. »Das muss neu verhandelt werden.« Und weil demnächst ein neuer Landtag gewählt wird, schiebt er noch ein Versprechen nach: dass der Ministerpräsident Jürgen Rüttgers keiner Steuerreform zustimmen werde, »in deren Folge Theater geschlossen werden«. Das schauspielerfahrene Publikum aber hat sein Urteil schon gefällt: »Münchhausen!«

2. Akt – Café Hubraum

Von Bangkok lernen heißt siegen lernen. Deshalb tragen die Motorradfahrer, die sich beim Bikertreff an der Kohlfurter Brücke im Süden Wuppertals versammeln, gelbe T-Shirts. So, wie die Opposition in Thailand ganz in Rot protestierte. »Solidarität für das Wuppertaler Schauspiel« steht auf den Leibchen, und auch der Schauspieler Armin Rohde streift eins über. Als ganz junger Mensch hat er in Wuppertal mal gespielt, nun ist er auf einer Harley-

Davidson herbeigeknattert, um mit seiner Prominenz dem Protest-Korso durch die Stadt mehr Gewicht zu verleihen.

Die Idee zur thailändisch inspirierten Fahrt ist Klaus Pierwoß vor dem Fernseher gekommen. Als Intendant des Bremer Theaters hat er acht Kultursenatoren sowie eine Beinahe-Insolvenz er- und überlebt, was ihn zum Superschlachtross des deutschen Theaters gemacht und ihm den Auftrag eingebracht hat, den Welttheatertag zur Protestkundgebung zuzuspitzen. »Wie war's beim Theatertöter?«, fragt er zur Begrüßung und meint den Besuch beim Stadtdirektor. Aber seine Strategie richtet sich nicht gegen einzelne Personen, er will die ganze Stadt wachrütteln und eine breite »Gegenöffentlichkeit« organisieren. Darum hat er die Motorradclubs abgeklappert, zu deren Korso später auch noch etliche Rad- und Rollschuhfahrer stoßen, sowie wichtige Vertreter des Theaterestablishments zu solidarischen Auftritten bewegt. Ulrich Matthes liest Tschechow, zahlreiche Intendanten begleiten ihre Schauspieler oder tragen gleich selbst was vor.

Neben der Solidarität treibt sie die nackte Angst um: Wenn Wuppertal wirklich abgewickelt wird, könnten die nächsten Bühnen rasch folgen. Eine Patentlösung fürs Bergische hat auch Klaus Pierwoß nicht, »Kulturpolitik funktioniert nur situativ«, jedenfalls nicht mit den immergleichen Gutachten der »Ökonomiejüngelchen« aus den Unternehmensberatungen. Am Ende hänge doch alles an der künstlerischen Arbeit, ob sie »die Stadt zum Vibrieren bringt«, das Theater sich als ein lebensnotwendiger Umschlagplatz von Ideen erweise. Außerdem dürften die Proteste nach diesem Tag keinesfalls erlahmen, »da muss der Intendant als Verkörperung seines Theaters immer ins Feuer blasen«.

3. Akt – Der Intendant tritt auf

Als Christian von Treskow den Abzug des Revolvers durchzieht, jubeln ihm Hunderte Menschen zu, als habe er sich mit dem Theatertöter duelliert. Aber der Intendant des Schauspiels Wuppertal gibt mit dem Schreckschuss vor dem Eingang seines Hauses nur das Signal zum offiziellen Beginn des Welttheatertages, dann tritt er zurück in die zweite Reihe. Wuppertal ist Treskows erste Chef-Stelle, und noch immer scheint er nicht ganz fassen zu können, dass man ihm nur wenige Monate nach Beginn seiner Intendanz die Bretter unter den Füßen wegreißt. Er wusste, dass es schwer werden würde in einem Haus, das seit zehn Jahren mit gedeckeltem Etat arbeitet und nebenher noch eine halbe Million Euro einsparen musste, damit es in den Schulen mittags etwas zu essen gibt. Nicht mal mehr eine eigene Kasse hat das Theater, die Karten werden über die Stadtwerke vertrieben, da raten die Busfahrscheinverkäufer schon mal dezidiert vom Besuch einer Vorstellung ab. Damit hätte er genauso leben können wie mit der fehlenden Ausstattungsabteilung und der Halbtagssekretärin, die ihm noch blieb. Von der wohl letalen 2-Millionen-Kürzung erfuhr er dann aus der Zeitung.

»Unglücklich« nennt Treskow diese Behandlung vornehm und versucht, die Vorgänge unsentimental zu sehen: »Das ist doch die Grunderfahrung von Theater seit Jahrhunderten – wenn die Staatsfinanzen zerrüttet sind, wird der Komödiant vom Hof gejagt.« Er will kein

Mitleid, »Kunst ist immer Kampf«. Aber dann bricht es beim Gespräch in seinem Büro doch aus ihm heraus: dass hier 14 Schauspieler, die er hergelockt hat, um ihr Leben spielen. Dass der Rechtfertigungsdruck bei jeder Premiere nervenzerrüttend ist. Dass er nun keine Chance mehr hat, dem kaputtgesparten »Mauerblümchentheater« eine neue künstlerische Reputation zu verschaffen. Dass er kein vernünftiges Kinder- und Jugendtheater machen kann, weil dafür im Opernhaus, wo sich nun Musiktheater, Schauspiel und Pina Bauschs Tanztheater auf den Füßen stehen, Termine und Personal fehlen. Dass sich die Lehrer beklagen, während die Stadtväter ungerührt das Hohelied von der kulturellen Bildung singen. Dass sich die Medien für seine künstlerische Arbeit erst zu interessieren beginnen, als er sie nicht mehr vernünftig machen kann. Für die Katastrophenberichterstatter hat Christian von Treskow noch einmal die Rezensionen dieser Spielzeit kopiert.

Nach zwölf Jahren als freier Regisseur musste er in einem Crashkurs nicht nur Intendant, sondern auch Kulturpolitiker werden. Inzwischen beherrscht er diese Rolle gut, noch einmal trägt er all die Argumente vor, warum nicht nur Wuppertal, die siebzehntgrößte Stadt des Landes, ein Theater braucht: »Deutschland besitzt kaum Rohstoffe. Unsere einzige Ressource ist Kreativität. Die Kulturdichte korreliert direkt mit dem deutschen Erfindergeist. Kein Max Planck ohne Schiller und Goethe!« Aber langfristig denke in der aktuellen Krise niemand. Dabei sei gleich nach Bekanntwerden der Kürzungsvorschläge der Immobilienmarkt der Stadt ins Rutschen geraten!

Christian von Treskow hat einen gültigen Vertrag bis 2014, »ich will hier weiterhin Theater machen«. Nur einmal an diesem Nachmittag klingt er wirklich bitter: Als er davon erzählt, wie schick es inzwischen in Wuppertal sei, sich mit Kulturferne zu brüsten. Er muss nun Vorschläge machen, welches Theater mit noch weniger Geld möglich ist. Helfen soll ihm dabei – eine Unternehmensberatung.

4. Akt – In der Menschenkette

Die größte Aufführung des Welttheatertages hat 2500 Mitwirkende, lauter Laien, die sich ihr Schauspiel nicht nehmen lassen wollen. Deshalb fassen sie sich an den Händen und versuchen, eine drei Kilometer lange Menschenkette zu bilden zwischen den beiden Bühnen der Stadt, entlang der Friedrich-Engels-Allee, vorbei an den Brandruinen eines Wohnhauses, Restpostenläden, billigen Kneipen und was sonst noch für Krisensymbole an der Strecke stehen. »Theater macht reich« steht auf den Stickern an ihren Jacken, und auch wenn am Ende ein paar Hände fehlen, um die Kette vollständig zu schließen – glückliche Stadt, die solche Bürger hat.

Bürger wie den Freiherrn Markus von Blomberg, Spross einer Wuppertaler Unternehmerfamilie (sein Großvater machte in Textil Pleite), der nach Jahren im Ausland »freiwillig und gerne« in seine Heimat zurückgekehrt und schon lange wieder Premieren-Abonnent ist. Er singt das Hohelied einer unterschätzten Stadt, in der sich rheinische Frohnaturen mit westfälischen Dickschädeln kreuzen, die den seit Jahrzehnten schleichenden Verfall aber nur stoppen kann, wenn sie neue Unternehmen anlockt. »Aber

Not ist nicht sexy«, sagt der Freiherr. Wuppertal stehe in einem globalen Wettbewerb und müsse sich fragen, was die Säulen seiner Attraktivität seien. Das Schauspielhaus gehöre dazu, »der Hinweis auf ein Theater in der Nachbarstadt reicht nicht«. In seinen Jahren in Spanien und den USA, auf seinen Reisen nach Asien habe er gelernt, dass die deutsche Kulturlandschaft überall mehr geschätzt werde als daheim. »Inzwischen bedauern uns sogar die Chinesen.«

Leute wie der elegante, weltläufige Blomberg, einst Spitzenmanager bei Bosch und Vorwerk, sind die wahren Gegner des Stadtdirektors, denn sie argumentieren wie er: ökonomisch. »Der Schaden einer Theaterschließung ist in jedem Fall größer als der Nutzen«, sagt Blomberg und plädiert für eine »investive Politik«. Und wo soll das Geld dafür herkommen? »Wir brauchen kreative, verrückte Lösungen. Warum nicht zehn Jahre lang Stefan Raab seine Show im Schauspielhaus produzieren lassen?« Er kann sich das Gebäude auch als Kulturzentrum vorstellen, mit einem zusätzlichen türkischen Ensemble vielleicht und einem Memorial für Pina Bausch. Dass der Freiherr mit nichts etwas auf die Beine stellen kann, beweist er mit seiner Initiative »(M)eine Stunde für Wuppertal«, für die er inzwischen 160000 Stunden ehrenamtlicher Tätigkeit gesammelt hat. »Ich mache dem Stadtdirektor gar keinen Vorwurf – er wird nicht für Visionen bezahlt. Aber jetzt entscheidet sich die Zukunft der Stadt: Wer bekommt die Oberhand, Visionäre oder Verwalter?«

Epilog

Als die Nebelmaschine allzu verschwenderisch Qualm auf die Bühne speit, sagt Rainald Grebe vorwurfsvoll: »Ihr müsst doch sparen in Wuppertal!« Und singt in den Dunst hinein das Lied zur Lage: »Ich bin immer auf dem Teppich geblieben. / Aber mein Teppich kann fliegen.«

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 31.03.2010 Nr. 14
ADRESSE: http://www.zeit.de/2010/14/Wuppertal-Schauspielhaus